



TEILPLAN VOM HALLSTATTZEITLICHEN GRABHÜGELFELD BEI TAUBERBISCHOFSCHEIM-IMPFFINGEN. Die Übersicht zeigt die für die Hallstattzeit des Taubertales charakteristische Art der Grabanlagen: die relativ kleinen Grabhügel, die an ihrem fußseitigen Steinkranz erkennbar werden, liegen so eng beieinander, daß sie aneinanderstoßen oder sich öfter auch überschneiden. Der überwiegende Teil der Gräber war mit Körperbestattungen belegt, neben denen gelegentlich jedoch auch Brandbestattungen vorkommen.

Gertrud Wamser: Ein hallstattzeitliches Grabhügelfeld von Tauberbischofsheim-Impfingen, Tauberkreis

Im vergangenen Jahr wurde in den Monaten April bis Dezember vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, das bereits bekannte hallstattzeitliche Grabhügelfeld von Tauberbischofsheim-Impfingen (Zeitstellung ca. 700–550 v. Chr.) annähernd vollständig ausgegraben. Die umfangreiche Grabung war notwendig geworden, da das Gräberfeld durch die intensiven landwirtschaftlichen Bearbeitungsmethoden zunehmend zerstört wurde und zudem ein Teil des betroffenen Geländes Bauerwartungsland ist.

Das Gräberfeld liegt rechts der Tauber im Gewann „Rebhuhn“ auf dem oberen Talhang nordöstlich des Ortes Impfingen im Anschluß an das heutige Neubaugebiet. Das Areal des Gräberfeldes ist jetzt Ackerland, durchsetzt mit einigen Baumgrundstücken. Mitten in

diesem Bereich steht der Aussiedlerhof des Bauern Fridolin Bundschuh. Beim Bau seines Hofes im Jahre 1960 wurde eine Anzahl von Gräbern völlig zerstört. Leider wurden die Beauftragten der Denkmalpflege damals zu spät benachrichtigt, so daß nur ein Bruchteil der Funde an Ort und Stelle gesichert werden konnte. Das Gebiet des Gräberfeldes wird heute von einer geteerten Straße mit Zufahrt zum Hof und einem befestigten Feldweg durchzogen; diese Teile konnten wie das Hofgelände nicht untersucht werden. Auch die Baumgrundstücke ließen sich nur teilweise in die Grabung einbeziehen. Durch diese Gegebenheiten mußte das Gräberfeld in fünf nicht zusammenhängenden Teilflächen ausgegraben werden, ließ sich aber auf diese Weise dennoch zum größten Teil erforschen.

Leider waren größere Teile der nicht überbauten Flächen durch die Landwirtschaft ziemlich zerstört, vor allem dort, wo früher einmal Bäume gestanden hatten und wo Gräber so flach lagen, daß sie durch das Pflügen zerrissen worden waren; so fiel fast die ganze südöstliche Grabungsfläche der Zerstörung zum Opfer. Bereits im Jahre 1928 wurden an dieser Stelle beim Baumsetzen Funde gemacht, und in den Jahren 1970 und 1971 konnte das damalige Staatliche Amt für Denkmalpflege Karlsruhe einige bei Erdarbeiten angeschnittene Gräber notbergen.

Vor der Ausgrabung bot sich das Gelände als flacher Hang dar, von Grabhügeln war keine Spur mehr zu entdecken. Auf dem Hanggelände waren die ursprünglich nur aus reiner Erde aufgeschütteten Grabhügel durch die Erosion ineinander verflossen und teilweise abgeschwemmt worden. Die meisten Gräber lagen nur wenig unter der heutigen Oberfläche, durchschnittlich 0,30–0,60 Meter tief. Die geringe Tiefenlage erklärt sich durch die Anlage der Gräber auf der damaligen Erdoberfläche, die etwa das gleiche Hanggefälle wie heute aufwies.

Die Ausgrabungen ergaben eine Gesamtausdehnung des Gräberfeldes von etwa 100 x 100 m, wobei jedoch nicht die ganze Fläche lückenlos belegt war, sondern sich in mehrere Zonen mit einer jeweiligen Ballung von Grabhügeln aufgliederte (Abb. S. 19). Dazwischen lagen freie Flächen, in die nur vereinzelt Gräber hineinreichten. Ein typisches Bild der Anlage zeigt der abgebildete Planausschnitt mit dem größten erhaltenen Gräberpulk. Eine ganze Reihe Grabhügel (im Plan kenntlich durch die Kreise) schließen dicht aneinander an und bilden ein Zentrum. Seitlich liegen einige vereinzelt Grabhügel und Gräber in lockerer Folge verstreut. Im Zentrum ist die Ballung der Grabhügel so stark, daß einige sich überschneiden. Durch die typische Hügelbauweise, bei der jeder Hügel als äußere Umrandung einen Steinkranz erhielt, war es leicht möglich, einmal die ursprünglichen Grenzen und die Größe der Hügel festzustellen wie auch die Bauabfolge der einzelnen Grabanlagen zu erkennen. Schloß sich nämlich ein Hügel direkt an einen schon stehenden älteren an, konnte man sich die Steinumgrenzung an der Stoßstelle sparen, wo sie ohnehin nicht sichtbar wurde. Der zuerst stehende Hügel war folglich immer mit einem vollrunden Steinkranz umgeben, die späteren Gräber waren lediglich angebaut. Auf diese Weise des Aneinanderfügens wurden ganze Folgen von Hügeln gebildet, wobei ein neuer Hügel jeweils an schon bestehende angeschlossen wurde.

Diese Bauweise macht eine zeitliche Einordnung der einzelnen Anlagen innerhalb einer solchen Hügelzusammenballung möglich.

Der Typ dieses Gräberfeldes mit seinen flachen, im Durchmesser durchschnittlich nur 3–8 Meter großen, von einem Steinkranz umfaßten Hügeln, die wie Bienenwaben eng aneinander liegen, ist eine Besonderheit des Taubertals, die bereits aus älteren Befunden von Tauberbischofsheim, Gewann „Wolfstalflur“, Königshofen und Werbach bekannt ist. In Baden-Württemberg findet man nichts Vergleichbares unter den hallstattzeitlichen Kulturgruppen. Vielmehr weist diese Sitte in das benachbarte Nordbayern, Franken und

auf die Oberpfalz. Eine kulturelle Orientierung in gleicher Richtung läßt sich ja auch noch heute im Taubergebiet feststellen.

Bei der Grabung wurden insgesamt 180 noch erhaltene Gräber freigelegt. Die Zahl der völlig zerstörten Gräber dürfte auf etwa 50 geschätzt werden. Eine besondere Überraschung bei der Ausgrabung boten Funde von 35 endjungsteinzeitlichen Gräbern der Schnurkeramik, darunter zahlreiche Mehrfachbestattungen, die im Bereich der untersuchten Fläche lagen. Es handelt sich damit um den bislang größten ausgegrabenen schnurkeramischen Friedhof Süddeutschlands.

Die große Zahl der hier erhaltenen Hallstattgräber ermöglicht erstmals, einen recht umfassenden Einblick in die spezielle Ausprägung der Hallstattkultur des Taubergebiets zu gewinnen, die bisher nur aus sporadischen oder schlecht ausgegrabenen Funden bekannt war.

Das Bild, das die Gräber bei der Ausgrabung boten, ähnelt sich immer wieder. Zahlenmäßig vorherrschend waren Körperbestattungen. Nur etwa ein Fünftel der Gräber zeigte Brandbestattungen. Beide Bestattungstypen waren regelmäßig mit einem Hügel überdeckt und von einem Steinkranz umgeben, lediglich Kleinkinder wurden gelegentlich ohne eigenen Hügel zwischen schon bestehenden Gräbern bestattet. Die meisten Gräber waren ebenerdig angelegt, in gleicher Höhe wurde der Hügel aufgeschüttet, die Sohle der Steineinfassung entsprach dem Grabboden. Manchmal bestattete man die Toten, gleich ob verbrannt oder nicht, eingetieft in einer Grube unter dem Hügel. Es kann sich dabei um ältere Gräber handeln wie im Fall der hier gezeigten Abbildung einer Brandbestattung, die durch eine Körperbestattung überlagert wird (Abb. Seite 21), oder aber auch um eindeutig jüngere Gräber innerhalb der Belegung des Gräberfeldes. Eine feste Regel läßt sich hier bisher nicht erkennen. Nach dem Grabungsbefund kann man aber schon sagen, daß die Brandbestattungen im allgemeinen älter sind als die Körpergräber: sie liegen in den älteren, ursprünglich frei stehenden Hügeln und sind gelegentlich auch durch jüngere Körpergräber überbaut.

Die Grabsitten, die Anlage der Gräber und die Art der Beigaben bleiben sich im Impfinger Gräberfeld durchweg ziemlich gleich. Bei der Körperbestattung liegt der Tote immer von Süd nach Nord orientiert auf dem Rücken; rechts neben sich, d. h. östlich davon, hatte man eine Reihe von Gefäßen aufgestellt (Abb. Seite 23). Durch die ausgedehnte Gefäßbeigabe mußte der Grabraum zwangsläufig breit gewesen sein, es ließen sich Grabkammern von durchschnittlich 2 Meter Länge (etwa der Größe des Toten angepaßt) und 1,50 Meter Breite nachweisen. Die Breite kann je nach Beigabenreichtum zwischen 1 bis 2 Meter variieren. In einigem Abstand von der Kammer schließt sich der Steinkranz um das Grab, dessen Durchmesser zwischen 3 und 8 Meter liegen kann. Er war der äußere Abschluß des Hügels. Die Grabkammern waren aus Holz gebaut, das heute im Lößboden völlig vergangen ist; lediglich an einigen Stellen konnten noch Spuren von Holzverfärbung im Boden festgestellt werden. Über der Kammer wölbte sich der Erdhügel zum Schutz und gleichzeitig als Kennzeichen des Grabes.



GRABHÜGEL MIT ZWEI ÜBEREINANDER ANGEORDNETEN BESTATTUNGEN. Zu ebener Erde, in Höhe des kreisförmigen Steinkranzes, kam der Körper eines halbwüchsigen Mädchens zu liegen, dem neben Schmuck und Gefäßen auch Speisen (Tierknochen weisen auf Fleischbeigabe) mit ins Grab gegeben wurden (Bild oben). Unter dieser Bestattung fand sich ein in den Boden eingetieftes älteres Brandgrab, das lediglich Gefäßbeigaben aufzuweisen hatte (Bild unten).



GRAB EINER BEGÜTERTEN FRAU. Der Toten wurden die typischen Schmuckteile mit ins Grab gegeben: Schläfenringe, Gewandnadeln, Armringe. Die besonders schweren Ringe, die auf dem Becken liegen, wurden am Leibriemen getragen (vgl. auch Abb. Seite 24 unten). Seitwärts vom Skelett ein reicher Satz keramischen Geschirrs.

REICH AUSGESTATTETES BRANDGRAB. Der Leichenbrand wurde in der Mitte des Grabes aufgehäuft. Seitwärts daneben kamen die Gefäßbeigaben zu stehen: zwei größere Töpfe mit je einem Schöpfschälchen, mehrere Schalen; dabei Tierknochen (Reste der Fleischbeigabe) und ein eisernes Messer. Schmuck war nicht festzustellen.





ZWEI EINFACH AUSGESTATTETE KÖRPERGRÄBER. Die Toten wurden jeweils in einer in den Boden eingetieften Grube bestattet, deren Abmaße sich an der dunkleren Färbung des Grabbodens ablesen lassen. Offenbar waren die beiden Toten zu Lebzeiten nicht besonders begütert, denn als Beigaben fanden sich nur Gefäße.

Viele Bestattete trugen Schmuck an ihrem Körper, hauptsächlich Armringe und Gewandnadeln. Reiche Frauen erhielten zusätzlich kleine ineinander gehängte Bronzedrahtohrringe, Ketten aus Bernstein und Glasperlen und einen besonderen für das Taubergebiet typischen Gürtelschmuck, bestehend aus zwei großen rund geschlossenen Bronzeringen, die in Hüfthöhe auf dem Bauch an einem Ledergurt befestigt waren, dazwischen hing eine Bronzebommel (Abb. S. 24).

Auch Männer trugen gelegentlich Schmuck, etwa einen Armring, dazu kam häufig noch ein Toilettenbesteck (Pinzette, Nagelschneider, Ohrlöffchen). Fast alle Schmuckstücke sind aus Bronze angefertigt, seltener aus Eisen (Abb. S. 24). Eisen war dagegen das geeignete Material für Geräte wie Messer und Waffen.

Die Impfingener Männer bekamen im allgemeinen keine Waffen mit ins Grab, nur einer hatte ein Eisenschwert bei sich, das wohl als Attribut seiner besonderen Stellung innerhalb der Gemeinschaft angesehen werden kann. Der Reichtum der Schmuckbeigaben variiert beträchtlich. Fast jeder Tote bekam aber einen Satz Tongefäße mit ins Grab. Die Zusammenstellung der Gefäße und die Typen bleiben sich durch die ganze Belegungsphase des Friedhofs weitgehend gleich (Abb. S. 24). Der reiche Standardsatz besteht aus zwei großen Töpfen, sogenannten Kegelhalbsgefäßen (mit Kegelhalbs- und Trichterrand), die oft noch Spuren von Graphitverzierung auf Schulter und Hals trugen. Fast durchweg lagen in den großen Töpfen noch je ein kleines Schälchen, das wohl als Schöpfgefäß für den Inhalt gedacht war. Zu den großen Töpfen, die offen-

sichtlich mit Vorräten gefüllt waren, kamen noch zwei bis vier Schalen hinzu, vielleicht das Eßservice des Toten. Neben und zwischen den Gefäßen lagen oft größere Mengen Fleisch. Die verbliebenen Knochen zeigten an, daß es sich häufig um Schweinefleisch handelte. Welche anderen Tiere noch üblich waren, wird die Untersuchung der Tierknochen ergeben.

Auch der verbrannte Tote bekam entsprechende Beigaben; ihm wurden sogar meist noch mehr Gefäße und Speisen beigelegt. Die Art der Gefäßzusammenstellung entspricht etwa der bei den Körpergräbern. Die zusammengelesenen Reste der teils am Bestattungsort, teils anderswo verbrannten Toten, der Leichenbrand, wurde entweder in einer Urne beigelegt oder einfach als Knochenhäufchen ins Grab geschüttet, daneben wurden die Gefäße aufgereiht (Abb. S. 22). Sehr selten fand sich in Brandgräbern Schmuck, der offensichtlich immer zusammen mit dem Körper des Toten verbrannt wurde, und nur in meist bis zur Unkenntlichkeit verglühten Resten erhalten war.

Die große Einheitlichkeit in der Art der Grabanlage und Grabausstattung läßt vermuten, daß die Belegung des Gräberfeldes nicht allzu lange gedauert hat, selbst wenn man unterstellt, daß die Bevölkerung sehr traditionsgebunden war und beharrlich an alten Formen festhielt. Einzelheiten kann hier erst die Auswertung der Funde und Befunde erbringen, zumal über die spezielle Ausprägung der Hallstattkultur im Taubergebiet bislang fast nichts bekannt war. Aus Vergleichen mit benachbarten hallstattzeitlichen Kulturgruppen darf man annehmen, daß die Belegung von der



DIE FÜR EIN GRAB TYPISCHE GEFÄSSAUSSTATTUNG. Zu zwei großen Kegelhalsgefäßen gesellen sich einige verschieden große Schalen, die zum Schöpfen oder aber als Eßgeschirr gedacht waren.

SCHMUCKAUSSTATTUNG EINER REICHEN FRAU. Dazu gehören (wie zum Beispiel bei der Toten von Abb. Seite 22 oben) Schläfenring, Bernsteinperle, Nadeln, Armringe und (als Gürtelschmuck) zwei dicke Ringe und eine Bommel.



älteren Phase der Hallstattkultur (Hallstatt C) bis tief in den jüngeren Abschnitt (Hallstatt D) hineinreicht, der in dieser Gegend durch seine starken Hallstatt-C-Traditionen allerdings sehr altertümlich wirkt. Schätzungsweise kann man die Belegungszeit des Friedhofs mit etwa 700–550 v. Chr. angeben.

Die Bearbeitung der Funde wird eine genauere Differenzierung der bei der Grabung sich so sehr ähnelnden Objekte ermöglichen; damit wird man zusammen mit den oben erwähnten Datierungsmöglichkeiten anhand der feststellbaren Grababfolgen zu einer feineren Zeiteinteilung kommen können und so ein Bild über die Entwicklung und das Gepräge dieser Kultur erhalten. Man wird versuchen, aus der Art der Grabbeigaben, die den zu Lebzeiten des Toten benutzten Gegenständen entsprechen dürften, Rückschlüsse auf das tägliche Leben der hier bestatteten Bevölkerung zu ziehen. Hierdurch kann man zusammen mit der anthropologischen Auswertung Anhaltspunkte über die Lebenserwartung, die Art der Lebensführung, die Wirtschaft, die soziale Schichtung, die Geisteswelt und den Glauben der hier Bestatteten erhalten. Dies wird zwar der Quellenlage entsprechend nur Stückwerk bleiben müssen, besonders für den geistigen Bereich, doch wird man einen wesentlichen Schritt dem Ziel näher gekommen sein, Einblick zu erhalten in das Leben der Menschen einer Zeit, für die Schriftquellen fehlen.

ZUM AUTOR: Gertrud Wamser, Dr. phil., ist als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin des LDA mit Aufgaben der Bodendenkmalpflege beschäftigt.